

JENNIFER BOSWORTH
Die Auserwählte

Buch

»Das Ende ist nah«, das verkünden die Jünger des Fernsehpredigers, und tatsächlich scheint die Welt vor dem Untergang zu stehen. Los Angeles wurde von einem gigantischen Erdbeben erschüttert, und auch sonst bedrohen Tornados, Tsunamis, Pandemien und Kriege die Erde. Die 17-jährige Mia Price ist mittendrin. In den Trümmern von Los Angeles versucht sie ihre traumatisierte Mutter zu beruhigen und ihren jüngeren Bruder zu beschützen. Erschwert wird dies durch Mias Gabe, mit der eine besondere Bestimmung verbunden zu sein scheint. Denn die junge Frau zieht eine außergewöhnliche Energie daraus, vom Blitz getroffen zu werden, und ist schon fast süchtig danach, dieses Gefühl immer wieder zu erleben. Nach dem Beben haben sich zwei rivalisierende fanatische Gruppen gebildet, die beide darauf versessen sind, sie für sich zu gewinnen. Doch was wollen sie von ihr? Kann sie wirklich etwas mit dem Erdbeben und der drohenden Apokalypse zu tun haben? Und wer ist dieser fremde Junge, der sie angeblich vor den finsternen Gestalten beschützen will? Während die Lage auf der Erde immer gefährlicher wird, erkennt Mia, dass sie unbedingt herausfinden muss, was ihre Gabe mit dem nahenden Weltuntergang zu tun hat. Viel Zeit bleibt ihr nicht ...

Autorin

Jennifer Bosworth lebt in Los Angeles, Kalifornien, wo der Blitz nur äußerst selten einschlägt. Aber wenn es ein Gewitter gibt, dann bringt sie sich selbst schnell in Sicherheit. Zusammen mit ihrem Mann Ryan Bosworth bildet sie ein erfolgreiches Autoren- und Regieteam. Mehr über die Autorin und ihre Arbeit erfahren Sie auf ihrer Homepage: www.jenniferbosworth.com.

Jennifer Bosworth

Die
Auserwählte

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas Bauer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Struck« bei Farrar Straus Giroux
Books for Young Readers, New York.



Verlagsgruppe Random House fsc-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2013

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Jennifer Bosworth

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München;

Foto im Vordergrund: Steve Stone

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

NG · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47701-2

www.goldmann-verlag.de

Für Ryan,
weil er an mich geglaubt hat.

*It never rains in California
But girl, don't they warn ya
It pours, man, it pours*

Albert Hammond

Prolog

Wenn man so oft vom Blitz getroffen wurde wie ich, rechnet man irgendwann ständig mit dem Schlimmsten. Man ist sich nie sicher, wann wieder eine jener gezackten, mit Millionen Volt elektrischer Spannung aufgeladenen Linien weißen Feuers vom Himmel herabschießen und einen treffen wird. Wann sie einen wie eine Kugel durchbohren oder einem das Haar in Asche verwandeln wird. Einem die Haut versengen wird, bis sie schwarz ist, oder dafür sorgen wird, dass einem das Herz stehen bleibt. Dass man erblindet oder taub wird. Oder beides.

Manchmal spielen Blitze ein bisschen mit einem, heben einen in die Luft und lassen einen zwanzig Meter entfernt wieder fallen, ziehen einem die Schuhe aus oder brennen einem die Kleider vom Leib und lassen einen nackt und dampfend im Regen zurück. Blitze können die letzten Stunden oder Tage aus dem Gedächtnis löschen oder das Gehirn überladen, die Persönlichkeit kurzschließen und einen zu einem völlig anderen Menschen machen. Ich habe von einer Frau gehört, die vom Blitz getroffen und dabei von Krebs im Endstadium geheilt wurde. Und von einem Querschnittsgelähmten, der anschließend wieder gehen konnte.

Manchmal kommt es auch vor, dass man vom Blitz getroffen wird und die Person, die neben einem steht, im Krankenhaus landet. Oder in der Leichenhalle.

All das kann passieren oder nichts von alledem. Oder irgendetwas, von dem noch nie jemand gehört hat. Bei Blitzen kann man sich nie sicher sein, was sie mit einem anstellen werden. Blitze können einen in eine Art menschliche Batterie verwandeln, können Energie in einem speichern und einem das bleibende Gefühl vermitteln, dass man jeden Moment aus heiterem Himmel in Flammen aufgehen könnte. Dass eine Bombe in einem hochgehen und das tun könnte, was Bomben nun einmal am besten können.

Vielleicht geht es aber auch nur mir so.

Ich heiße Mia Price, und ich bin ein menschlicher Blitzableiter. Gibt es für Leute wie mich eine Selbsthilfegruppe? Die sollte es geben, und ich kann auch erklären, warum.

Ich heiße Mia Price, und ich bin blitz*süchtig*.

So, jetzt ist die Katze aus dem Sack. Ich möchte vom Blitz getroffen werden. Ich sehne mich danach, wie sich die Lunge nach Sauerstoff sehnt. Es gibt nichts, was einem ein stärkeres Gefühl von Lebendigkeit vermittelt, als vom Blitz getroffen zu werden. Es sei denn, man wird dabei getötet. So ergeht es mir hin und wieder, deshalb bin ich nach Los Angeles gezogen. Wie es in einem bekannten Song so schön heißt, in Südkalifornien regnet es nie. Aber in diesem Song heißt es auch, wenn es schüttet, dann *schüttet* es.

Der Song hat Recht.

Es ist inzwischen ein Jahr her, dass ich zum letzten Mal vom Blitz getroffen wurde. Trotzdem rechne ich ständig mit dem Schlimmsten. In Los Angeles schlägt jedes Jahr nur ein paarmal der Blitz ein. Das Problem ist, dass ich Gewitter gegen Erdbeben eingetauscht habe, gegen ein Erdbeben im Besonderen. Gegen das Erdbeben, das die Stadt – und mein Leben – für immer verändert hat.

An jenem Tag, dem Tag, als die Vereinigten Staaten von der wahrscheinlich furchtbarsten Naturkatastrophe aller Zeiten heimgesucht wurden ... regnete es.

Nein, es *schüttete*.

Erster Teil

*Der Blitz schlägt nie zweimal
am selben Ort ein.*

Spruchwort

14. April

Drei Tage vor dem Unwetter ...

1

Ich schlafe nicht viel. Eine Stunde hier, zwei Stunden da. Meine chronische Schlaflosigkeit ist allerdings eine der erträglicheren Blitzschlag-Nachwirkungen. Sie ist nicht so schlimm wie die roten adrigen Narben, die mich von Kopf bis Fuß bedecken, oder wie das Brennen in meiner Brust, das jedes Mal aufflammt, wenn ich ein bisschen emotional werde. Schlaflosigkeit? Pah! Es könnte schlimmer sein – und das ist es in der Regel auch. Die meisten Leute wünschen sich, der Tag hätte mehr Stunden. Mir bleiben fast die vollen vierundzwanzig.

Wenn ich mich abends ins Bett lege, tue ich das nicht mit der Absicht zu schlafen. Wenn ich einschlafe, gut. Wenn nicht, nun ja, das bin ich inzwischen gewöhnt.

Als ich die Augen öffnete und jemanden vor meinem Bett stehen sah, nahm ich an, dass ich doch eingeschlafen war. Und als ich das silbrig glänzende Messer in seiner Hand bemerkte – mit der Art von hübscher, dekorativer Klinge, für die es keine andere praktische Verwendung gibt als Mord –, beschloss ich, dass ich diesen Traum nicht zu Ende träumen wollte. Es wäre schön gewesen, noch ein bisschen länger zu schlafen, doch ich musste aufwachen, bevor Nightmare Boy mich mit seinem Messer ausweidete.

»Wach auf, Mia«, befahl ich mir selbst mit einer Stimme, die heiser und kratzig klang.

Der Typ wich erschrocken einen Schritt von meinem Bett zurück und ließ das Messer fallen, das mit einem dumpfen Geräusch in den Holzdielen stecken blieb. Es musste sehr scharf sein. Er zog es eilig wieder heraus, schien jedoch unschlüssig, was er damit tun sollte. Auf seinem Gesicht lag ein Schatten, doch das Weiß seiner weit aufgerissenen Augen und seine ruckartigen Bewegungen verrieten mir, dass er ebenso verängstigt war, wie ich es hätte sein sollen. Für eine Figur aus einem Albtraum war er gar nicht so übel. Deshalb entschied ich, einfach weiterzuschlafen.

Ich schloss die Augen in der Hoffnung, mich in einem neuen Traum wiederzufinden.

Doch diese Nacht brachte keine weiteren Träume, nur die leise zurückweichenden Schritte von Nightmare Boy.

Als ich die Augen wieder öffnete, fühlte ich mich, als hätte ich überhaupt nicht geschlafen. Der Morgen, vor dem mir gegraut hatte, war angebrochen. Der Morgen, an dem mein Bruder Parker und ich zum ersten Mal seit dem Erdbeben wieder zur Schule gehen würden.

Irgendwo im Haus hatten wir ein Traumdeutungsbuch herumliegen. Ich war mir ziemlich sicher, es hätte meinen Verdacht bestätigt, dass es ein schlechtes Omen ist, wenn man von einem Messer träumt. Allerdings brauchte ich kein Omen, um zu wissen, dass dieser Tag nicht gut enden würde.

Als ich mich aus dem Bett kämpfte, bemerkte ich einen kleinen Spalt im Fußboden, genau dort, wo sich das Messer von Nightmare Boy in die Dielen gebohrt hatte. Seltsam. Andererseits gab es jede Menge kleine Spalte und Risse in dem alten Boden meines renovierten Dachzimmers.

Ich verdrängte meine Erinnerung an den Traum. Schließlich hatte ich andere Probleme – echte Probleme –, über

die ich mir Gedanken machen musste. Ich wusste nicht, was mich in der Schule erwarten würde, wenn die Veränderungen, die sonst in der Stadt stattgefunden hatten, jedoch ein Vorgeschmack waren, täte ich vermutlich gut daran, mit dem Schlimmsten zu rechnen – wie üblich.

Danke für die Warnung, Nightmare Boy. Leider wird sie mir nichts nützen.

2

Ich stand vor Moms Schlafzimmertür und lauschte Prophets gedämpfter Stimme. Ich verstand nicht, was er sagte, da meine Mutter sich aber seit einem Monat wie besessen seine Fernsehpredigten ansah, konnte ich mir ungefähr vorstellen, um welches Thema es ging.

Das Ende der Welt steht unmittelbar bevor.

Wer Prophet seine Seele anvertraut, wird gerettet werden.

Wer sie ihm nicht anvertraut, wird leiden und sterben und noch mehr leiden.

Ja, ja, ja. Wir haben dich schon beim ersten Mal gehört.

»Mom?« Ich klopfte an die Tür, bevor ich auf die Klinke drückte. Es war sieben Uhr morgens, und draußen schien die Sonne, doch Moms Schlafzimmer glich einer Höhle. Sie saß in ihrem schmutzigen Bademantel, den sie seit Tagen nicht mehr ausgezogen hatte, am Fenster und spähte durch die Lamellen der Jalousien. Ihr Blick wanderte immer wieder vom Fenster zum Fernseher, in dem *Die Stunde des Lichts* lief, die Morgensendung von Rance Ridley Prophet. Er hatte drei Sendungen am Tag: morgens, mittags und abends. Seit wir Mom aus dem Krankenhaus nach Hause

geholt hatten, war sie von Prophet besessen. Sie verpasste keine seiner Sendungen, es sei denn, der Strom oder das Kabelfernsehen fielen aus. Inzwischen freute ich mich beinahe auf solche Ausfälle.

»Brüder und Schwestern«, psalmodierte Prophet. »Gott wird bald Sein Schlussurteil fällen. Ihr müsst euch jetzt entscheiden, auf welcher Seite ihr steht – auf der Seite des Himmels oder auf der Seite der Erde und ihrer frevelhaften weltlichen Freuden. Werdet ihr emporgehoben und ins Paradies entrückt oder von Gottes schrecklicher Vergeltung hingestreckt werden?«

Prophets Stimme übertönte meine Schritte. Manchmal fragte ich mich, ob Moms Hörvermögen bei dem Erdbeben in Mitleidenschaft gezogen worden war. Sie schien überhaupt nicht wahrzunehmen, was um sie herum geschah. Der Arzt, der sich ganze fünf Minuten um sie gekümmert hatte, bevor er ihr Bett jemandem gab, der es dringender benötigte, hatte gesagt, es gehe ihr gut. Sie sei unterernährt und dehydriert, doch sie werde überleben. Da sie drei Tage lang unter einem eingestürzten Gebäude verschüttet gewesen war, hatte sie einige üble Quetschungen, ein paar gebrochene Rippen und ein Dutzend Schnittwunden im Gesicht und an den Armen davongetragen – von einer Glaswand, die in ihrer Nähe zersplittert war, als das Gebäude einstürzte –, von denen die meisten inzwischen jedoch fast verheilt waren. Körperlich ging es ihr den Umständen entsprechend gut. Ihre geistige Gesundheit war eine andere Sache.

Das Internet war – wie auch unsere Wasser- und Stromversorgung und unser Kabelanschluss – seit dem Erdbeben immer wieder ausgefallen, wenn die Verbindung jedoch funktioniert hatte, hatte ich Moms Symptome recherchiert,

bis ich herausgefunden hatte, worunter sie litt: unter akuter Belastungsreaktion, der bösen Zwillingsschwester posttraumatischer Belastungsstörung auf Steroiden, hervorgerufen durch ein traumatisches Ereignis, das man in Form von Flashbacks immer wieder erlebt, begleitet von Angstattacken, Illusionen, emotionaler Distanziertheit und sogar Gedächtnisverlust.

Mom zeigte alle diese Symptome und noch einige andere. Eigentlich hätte sie im Krankenhaus sein sollen, unter Aufsicht eines Psychiaters und eines ganzen Teams von Schwestern, die sich rund um die Uhr um sie kümmerten. Doch die Krankenhäuser waren voll mit Patienten mit lebensbedrohlichen Verletzungen, voll mit Menschen, die eine gebrochene Wirbelsäule, zerquetschte Gliedmaßen oder infizierte Verbrennungen hatten. Mit Menschen, die an sogenanntem »Erdbebenfieber« litten, einer Immunstörung, ausgelöst von Schimmel, der während eines Bebens aus dem Boden austritt. Mit Menschen, die aufgrund des Nahrungs- und Wassermangels in der Stadt so ausgehungert und dehydriert waren, dass sie nur noch künstlich ernährt werden konnten. Es gab keine Betten für diejenigen mit funktionierendem Körper, aber schadhaftem Gehirn.

Das Positive an der Sache war, dass eine akute Belastungsreaktion normalerweise höchstens vier Wochen anhielt, und seit dem Erdbeben waren auf den Tag genau vier Wochen vergangen. Drei Wochen und vier Tage, seit Rettungskräfte Mom unter mehreren Tonnen Schutt herausgezogen hatten. Es war ein Wunder, dass sie überhaupt noch geatmet hatte. Die Menschen, die mit ihr gefunden worden waren, hatten kein solches Glück gehabt. Einige von ihnen waren sofort erdrückt worden. Andere waren erstickt, und ihr Tod hatte meiner Mutter das Leben gerettet. In dem kleinen

Hohlraum unter den Trümmern hatte es nicht genug Sauerstoff gegeben.

Vier Wochen waren seit dem Erdbeben vergangen, die mir vorkamen wie viertausend.

»Mom?«, sagte ich noch einmal. Ich sprach leise, sanft, als könnten meine Worte sie verletzen, wenn ich sie zu laut äußerte. Sie erstarrte, zog die Schultern hoch und drehte den Kopf zu mir. Da sie ihr Haar schon seit Ewigkeiten nicht mehr gewaschen hatte, war es so fettig, dass es aussah, als wäre es nass. Die Narben in ihrem Gesicht traten als wächserne lachsfarbene Linien auf ihrer Haut hervor, die seit Wochen keine Sonne mehr gesehen hatte. Ich musste mir jedes Mal, wenn ich sie sah, Mühe geben, nicht zusammenzuzucken. Bei mir war zumindest das Gesicht von den Blitznarben verschont geblieben, die den Rest meines Körpers überzogen. Moms Gesicht dagegen ... Wenn sie nicht bei jedem Blick in den Spiegel an das Erdbeben erinnert werden wollte, würde sie ihre Narben durch einen plastisch-chirurgischen Eingriff entfernen lassen müssen.

»Wir wurden bereits Zeuge von Gottes Zorn«, fuhr Prophet fort. »Nur Minuten bevor Er Seine Faust herabsausen ließ, hat Er mir zugeflüstert, dass Er Los Angeles erbeben lassen würde. Das Ende von allem steht unmittelbar bevor, Brüder und Schwestern, und es wird genau hier, in Los Angeles, seinen Anfang nehmen. Denn dies ist nicht die Stadt der Engel, sondern eine Stadt, die Teufel aus ihren Villen in Hanglage oder aus ihren riesigen Studios regieren. Sie verbreiten Korruption wie eine Seuche über eure Fernsehbildschirme, über eure Kinos und über das Internet. Ist es in einer derart unmoralischen Stadt ein Wunder, dass unsere jungen Menschen – diejenigen, die sich selbst ›Rover‹ nen-

nen – tanzen und trinken und auf den Gräbern der Toten in der Wüste heruntollen?»

Ich wandte den Blick von Prophets milchigen Augäpfeln ab und drehte die Lautstärke herunter. Sein schneeweißes Haar fiel ihm über die Schultern, dick und eisgrau wie der Pelz eines Eisbären, obwohl er nach seinem erdnussbutterglatten, gebräunten Gesicht zu schließen nicht älter als fünfunddreißig sein konnte. Und nach dem blendend weißen Halbmond von einem Lächeln. Wenn ich ihn anblickte, sah ich jedoch in erster Linie seine leeren, vom grauen Star getrübten Augen.

»Mom, Parker und ich müssen los«, sagte ich.

»Was?«, erwiderte sie schließlich. »Wohin ... wohin geht ihr?« Ihre Stimme klang schleppend, beschwert von Antipsychotika und angstlösenden Medikamenten, die ich auf nicht ganz legalem Weg für sie beschafft hatte. Selbst wenn es mir gelungen wäre, Mom einen Termin bei einem der überlasteten Ärzte in der Stadt zu besorgen, hätte ich nur ein Rezept bekommen, das ich nirgendwo hätte einlösen können. Sämtliche Apotheken waren binnen weniger Tage nach dem Beben geplündert worden. Zwar kamen nach und nach auf dem Luftweg wieder Lebensmittel, Wasser und Medikamente in die Stadt, da jedoch die meisten Fernstraßen gesperrt waren und die Lastwagen, die das Zeug hierherbringen sollten, geplündert wurden, war trotzdem nicht genug vorhanden.

Zum Zeitpunkt des Erdbebens hatten im Großraum Los Angeles neunzehn Millionen Menschen gelebt. Seitdem war die Bevölkerungszahl geschrumpft. Wer in der Lage war, hatte die Stadt verlassen wie das sprichwörtliche sinkende Schiff. Trotzdem waren noch zu viele Menschen da, als dass alle hätten ernährt und mit Medikamenten versorgt

werden können. Obwohl Prominente Hilfsorganisationen ihre Privatjets liehen, stand zur Einfuhr von Gütern nur eine begrenzte Anzahl von Flugzeugen und Hubschraubern zur Verfügung. Vorräte wurden an die Krankenhäuser und Kliniken der Region verteilt und sofort verzehrt, wenn sie aus den Lastwagen ausgeladen wurden. *Falls* die Lastwagen es überhaupt vom Flughafen bis zu ihren Lieferadressen schafften.

Der Schwarzmarkt war das Einzige, was mir blieb, um Mom ihre Medikamente zu besorgen. Mir war klar, dass ich gestohlene Arzneimittel kaufte, aber ich konnte es mir nicht leisten, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Mein moralischer Kompass zeigte nicht in dieselbe Richtung wie früher.

»Mom«, wiederholte ich. Mir fiel auf, dass sie Schwierigkeiten hatte, sich auf mich zu konzentrieren. Ihre Aufmerksamkeit galt zur einen Hälfte dem Fenster und zur anderen Prophet. »Parker und ich müssen heute wieder in die Schule. Aber wir kommen anschließend sofort nach Hause. Du bist nur ein paar Stunden allein.«

In Moms Gesicht machte sich Angst breit – Angst vor der Aussicht darauf, allein im Haus zurückgelassen zu werden, während in der ganzen Stadt noch immer randaliert und geplündert wurde und die Wasser-, Strom- und Mobilfunknetzversorgung nach wie vor unzuverlässig war.

Mom rang die Hände im Schoß, als würde sie diese in eine neue Form bringen wollen. »Was ist, wenn jemand versucht, hier einzubrechen, während ihr weg seid?«

»Ich habe die Türen und Fenster kontrolliert. Alles ist fest verriegelt. Hier kommt niemand rein.« Zum Glück hatte ich die Fenster vorhin nochmals überprüft. Dabei war mir aufgefallen, dass das Garagenfenster nicht verriegelt gewe-

sen war. Es handelte sich um ein kleines Fenster, durch das man sich jedoch zwingen konnte, wenn man es unbedingt wollte.

Mom entwirrte ihre Finger und drückte die Lamellen der Jalousien abermals auseinander. »Vorhin hat ein Junge das Haus beobachtet. Ein Junge in deinem Alter mit Brille. Ich habe ihn irgendwo schon mal gesehen. Ich kann ... ich kann mich aber nicht erinnern, wo. Dann hat er gemerkt, dass ich ihn anschau, und ist verschwunden. Irgendwoher kenne ich ihn, Mia. Ich *kenne* ihn, aber ich kann mich nicht *erinnern*, woher.« Sie schlug sich mit den Fäusten so fest gegen die Schläfen, dass ich zusammenzuckte. »Warum müsst ihr denn beide gehen? Kann nicht wenigstens einer von euch hier bei mir bleiben? Ich will in diesem Haus nicht allein sein, solange er da draußen ist und mich beobachtet.«

Ich wollte ihr nicht sagen, warum es so wichtig war, dass Parker und ich beide wieder zur Schule gingen. Warum das nicht noch eine Woche warten konnte. Wir hatten nur noch ein paar Konservendosen übrig, und die wenigen Schulen, die wieder geöffnet waren, boten nicht nur ein kostenloses Mittagessen, sondern sorgten dafür, dass den Schülern, die wieder den Unterricht besuchten, vorrangig geholfen wurde. Parker und ich würden beide täglich eine Essensration mit nach Hause nehmen können.

Hier ging es nicht um Ausbildung. Es ging ums Überleben.

Mom presste die Handballen gegen ihre Schläfen und krümmte den Rücken, als wappnete sie sich für einen Aufprall. Beobachtete tatsächlich jemand das Haus, oder hatte sie wieder Halluzinationen?

»Mom ... *Mom*, ich muss mich vergewissern, dass du deine Tabletten nimmst, bevor wir gehen.« Alprazolam gegen

Angstzustände. Chlorpromazin gegen Halluzinationen und Flashbacks.

Sie senkte das Kinn zur Brust. »Die habe ich schon genommen.«

»Bist du dir sicher?« Ich klang bevormundend, doch Mom erinnerte sich nur selten daran, ihre Tabletten zu nehmen. Die meiste Zeit schien sie sich kaum an ihren eigenen Namen zu erinnern.

Sie bedachte mich mit einem stechenden Blick. »Ich bin mir sicher«, sagte sie.

Ein leises Klopfen an der offenen Tür. Parker streckte den Kopf herein. Sein dichtes strohblondes Haar, das vom Duschen noch nass war, hing ihm in die Augen. Das Wasser lief heute wieder. Zum Glück. Seit dem Beben hatte ich nur ein paarmal geduscht, und ich wollte nicht wie einer der Obdachlosen riechen, wenn ich wieder zur Schule ging.

Parker trat auf Mom zu und umarmte sie. »Ich habe dich lieb«, sagte er. »Wir sind wieder zurück, ehe du dich's versiehst, okay?«

Mom verkrampfte sich, als Parker sie berührte. Er ließ sie wieder los und gab sich Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, dass er enttäuscht war, von ihr zurückgewiesen zu werden, doch ich sah es ihm an. Parker war schon immer der Sensiblere von uns beiden gewesen. »Mitfühlend« war das Wort, das Mom benutzte, um ihn zu beschreiben, aber es war mehr als das. Parker war nicht nur mitfühlend, er war jemand, der Dinge in Ordnung bringen wollte. Wenn es jemandem schlecht ging, suchte er nach einem Weg, um ihm zu helfen.

Parker war jedoch nicht in der Lage, die Mauer einzureißen, die Mom um sich herum errichtet hatte, und das

machte ihm arg zu schaffen. Moms Zurückweisung war allerdings nicht persönlich gemeint. Zumindest redete ich mir das ein. Sie mochte es nicht mehr, wenn ihr jemand zu nahe kam. Sie schien mit jedem Tag mehr zu schrumpfen, schien immer kleiner zu werden, als läge sie noch immer unter dem eingestürzten Gebäude.

»Ich warte im Auto.« Parker mied meinen Blick, als er an mir vorbeiging, aber ich sah, dass seine Augen feucht waren, und spürte, wie mir Mitleid die Kehle zuschnürte.

Als er weg war, ging ich zu Mom. Ich wollte sie ebenfalls umarmen, obwohl ich wusste, dass sie steif sein würde wie ein Brett. Aber noch lieber hätte ich sie an den Schultern gepackt, sie geschüttelt und aufgefordert, zu uns zurückzukommen. Wir brauchten sie.

Mein Blick schweifte zum Fernseher ab. Auf dem Bildschirm schwenkte die Kamera zurück und zeigte die Bühne. Mehrere identisch gekleidete Teenager – die Jungen in weißen Hemden und Hosen, die Mädchen in weißen Kleidern – flankierten Prophet. Bei zweien von ihnen handelte es sich um Zwillinge, ein Junge und ein Mädchen, mit weißblondem Haar, das etwas elfenbeinfarbener war als das von Prophet. Beide waren so groß und schlaksig, dass sie aussahen, als wären sie gestreckt worden. Prophets Gefolge von adoptierten Kindern. Seine »zwölf Apostel«, wie er sie nannte, wenngleich ich auf dem Bildschirm nur elf zählte.

Angesichts der Tatsache, dass es Prophet gelungen war, Millionen von Menschen einer Gehirnwäsche zu unterziehen und sie glauben zu machen, er trage nicht nur den Namen »Prophet« und sei nicht nur *ein* Prophet, sondern *der* Prophet, den Gott auserwählt habe, um uns wissen zu lassen, dass das Ende der Welt bevorstehe, wollte ich mir

lieber nicht vorstellen, welche Art von Manipulation in seinen eigenen vier Wänden vor sich ging.

»Er ist wieder da draußen ... und beobachtet das Haus«, sagte Mom in dringlichem Tonfall. »Der Junge. Sieh nur.«

Ich beugte mich vor, um durch die Jalousien in den grellen Sonnenschein zu spähen. Auf dem Bürgersteig gingen Leute vorbei, die ziellos umherwanderten: Obdachlose, deren Häuser vom Erdbeben zerstört worden waren. Aber ich sah keinen Jungen, der das Haus beobachtete.

»Was will er?«, fragte Mom. Ihre Hand zuckte zu ihrem Gesicht, und ihre Finger folgten der gezackten Linie einer knotigen rosafarbenen Narbe an ihrem Kinn.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich und hörte die Verzweiflung in meiner Stimme heraus wie einen starken Akzent.

Moms Stimme bebte. »Alles gerät aus den Fugen, und Prophet sagt, dass es noch schlimmer werden wird. Er weiß, was auf uns zukommt, Mia. Gott spricht zu ihm.«

Gott. Oh, Gott, Gott, Gott. Ich hatte es satt, von Gott zu hören, was vielleicht daran lag, dass ich nicht viel von ihm – oder ihr – gehört hatte, seit Moms Mutter, unsere fanatisch gottesfürchtige, bibelfeste Großmutter, ein paar Jahre zuvor gestorben war. Danach brauchte Mom nicht mehr vorzutäuschen, dass sie an Grandmas Fegefeuer-Theologie glaubte. Grandma wurde in dem Glauben beerdigt, ihre Tochter werde eines Tages in ihrem flauschigen Weiße-Wolken-Himmel zu ihr stoßen, anstatt geradewegs zur Hölle zu fahren, wo mein Vater zusammen mit allen anderen Ungläubigen auf einem Spieß röstete.

Mom behauptete stets, dass sie trotz ihrer extrem religiösen Erziehung überzeugte Agnostikerin sei. Dass sie an nichts Bestimmtes glaube und vollkommen zufrieden damit

sei, bis zu ihrem Tod zu warten, um herauszufinden, was wirklich Sache war. Ich nahm an, bei ihrer Besessenheit von Prophet handelte es sich nur um eine aus Verzweiflung geborene Phase – wie bei Passagieren in einem Flugzeug, die bei starken Turbulenzen zu beten beginnen.

Ich berührte Mom an der Schulter, die einem harten, hervorstehenden Winkel glich. Unter ihrem Bademantel bestand sie nur noch aus Haut und Knochen.

»Alles wird gut«, sagte ich zu ihr, wenngleich die Worte nach zu häufigem Gebrauch an Bedeutung verloren hatten. Ich sagte sie ständig zu irgendjemandem: zu Mom, zu Parker oder zu mir selbst.

»Pass auf da draußen«, erwiderte Mom und berührte flüchtig meine behandschuhte Hand. »Und pass auf deinen Bruder auf.«

»Mache ich.« Ich drehte mich um, und Prophet flüsterte über meine Schulter, als würde er unmittelbar hinter mir stehen. »*Und ich sah, dass es das sechste Siegel auftrat, und siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut.*«

»Die Zeit naht«, sagte Prophet. »Das Ende naht.«

3

Parker saß auf dem Beifahrersitz meines silberfarbenen Autos und beobachtete die Obdachlosen, die auf dem Bürgersteig vorbeigingen und so zerfetzt und leblos aussahen wie eine Horde Zombies. Ich wünschte mir nicht zum ersten Mal, wir hätten eine größere Garage, damit ich meinen Wagen nicht auf der Straße hätte parken müssen. Bislang hatten ihn die Obdachlosen nicht angerührt, doch ich rech-

nete jeden Morgen, wenn ich nach draußen ging, damit, dass ein Fenster eingeschlagen worden war oder vielleicht sogar eine Familie darin schlief.

Unser Craftsman-Bungalow befand sich nur wenige Häuserblocks von Venice Beach entfernt. Nach dem Beben waren zahllose Obdachlose dorthin übergesiedelt und hatten Zelte als provisorische Behausungen aufgestellt. Viele von ihnen kamen in unser Viertel, klopfen an Türen und baten um Essen, Bekleidung oder sauberes Wasser.

Manchmal baten sie allerdings auch nicht.

Ich hielt abermals nach dem Jungen Ausschau, von dem Mom gesprochen hatte. Ich wollte mir nicht vorstellen, dass womöglich jemand unser Haus auskundschaftete, aber ich wollte auch nicht glauben, dass Mom wieder halluzinierte. Der Dealer – den ich nur unter diesem Namen kannte – hatte mir gesagt, das Chlorpromazin sollte das eigentlich unterbinden.

Aus irgendeinem Grund fiel mir mein Traum von Nightmare Boy und seinem Messer wieder ein, mit dem er mich hatte erstechen wollen. Und ich dachte an das unverriegelte Fenster in unserer Garage. Dann vergaß ich all das wieder, als ein Mann mittleren Alters mit Schmutz tief in den Falten auf seiner Stirn Parker in meinem Wagen sitzen sah und sich bückte, um ans Fenster zu klopfen.

Ich eilte den Weg hinunter und machte mich auf eine Konfrontation gefasst. Die Obdachlosen waren nicht mit den Menschen zu vergleichen, die bereits vor dem Beben keine feste Unterkunft gehabt hatten. Sie waren es nicht gewöhnt, etwas zu entbehren, und das machte sie aggressiv, was Parker häufig bewusst ignorierte. Wäre Mom nicht gewesen, hätte er aus unserem Haus vermutlich ein provisorisches Asyl gemacht.

Als ich beim Auto ankam, hatte Parker bereits das Fenster heruntergekurbelt. Er hielt dem Mann mehrere zerknitterte Geldscheine hin.

»Mehr habe ich nicht«, sagte Parker. Ich suchte über die Schulter des Mannes hinweg seinen Blick und schüttelte den Kopf. Ein paar Dollar war mehr, als wir momentan entbehren konnten. Die Medikamente auf dem Schwarzmarkt waren nicht gerade billig.

Parker ignorierte mich.

»Danke«, sagte der Mann und betrachtete das Geld mit einem Nicken. »Das hilft. Alles hilft. Ich habe nämlich eine Familie, wissen Sie? Das ist für meine Familie.«

Ein Milizionär, den ich in der Gegend hatte patrouillieren sehen, kam auf dem Bürgersteig auf uns zugelaufen, eine Hand an dem Taser, der an seinem Gürtel befestigt war. Er war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, als hielt er sich für einen SEAL der US-Marine oder so etwas Ähnliches.

Als es nach dem Beben zu Ausschreitungen und Plünderungen gekommen war, hatte sich schnell herausgestellt, dass das Los Angeles Police Department nicht über annähernd genug Polizisten verfügte, um das Chaos unter Kontrolle zu bringen, und die Nationalgarde und der Katastrophenschutz waren anderenorts im Einsatz. Dürren und Flächenbrände im Mittleren Westen hatten über viertausend Quadratkilometer Ackerland zerstört und für eine landesweite Nahrungsmittelknappheit gesorgt. Im Golf von Mexiko hatte eine Serie von saisonunüblichen Hurrikans gewütet, Tausende Todesopfer gefordert und das Fischereiwesen ausgelöscht. Heftige Tornados waren durch Bundesstaaten gefegt, in denen sie nichts verloren hatten, und hatten ganze Gemeinden dem Erdboden gleichgemacht. Hinzu kam, dass die Vereinigten Staaten momentan in so

viele Kriege verwickelt waren, dass ich den Überblick verloren hatte, und ein Großteil der Streitkräfte war im Ausland stationiert. Die humanitären Organisationen hatten mit einer Hungersnot in Afrika und mit dem landesweiten Ausbruch einer Epidemie in Indien alle Hände voll zu tun.

Unsere Regierung war zu sehr damit beschäftigt, die Welt zu retten, um sich auf Los Angeles konzentrieren zu können, und unsere Stadtverwaltung schlug sich auch nicht viel besser. Etliche hochrangige Amtsträger, darunter auch der Bürgermeister, waren bei dem Erdbeben ums Leben gekommen, und die Verbliebenen konnten sich nicht einigen, wer die Verantwortung trug, geschweige denn irgendeine Entscheidung zur Unterbindung der Ausschreitungen treffen. Die Menschen mussten sich selbst schützen, und das taten sie unter anderem, indem sie Milizen gründeten, die aus ganz normalen Bürgern bestanden.

»Gehen Sie weiter, Sir«, forderte der Milizionär Parkers Almosenempfänger auf, der daraufhin das Geld in die Tasche steckte und von dannen schlurfte. Der Milizionär gab ihm einen leichten Schubs, um ihm Beine zu machen, woraufhin der von Hunger geschwächte Mann stolperte.

»Hey!«, rief Parker, stieg aus dem Auto aus und stellte sich vor den Milizionär, der ein gutes Stück größer war als mein Bruder. Trotzdem ließ Parker sich nicht einschüchtern. »Das wäre nicht nötig gewesen. Er war doch schon dabei zu gehen.«

Der Milizionär sah Parker mit einem zusammengekniffenen Auge an, wie er es sich vermutlich bei irgendeinem Spielfilm-Polizisten abgeschaut hatte. »Sie sollten denen kein Geld geben. Wenn sie wissen, wo sie Almosen bekommen, spornt sie das dazu an, in die Wohngebiete zu

kommen, anstatt in der Zeltstadt zu bleiben, wo sie hingehören.«

Parker blickte den Mann finster an, entschied sich jedoch klugerweise dafür, den Mund zu halten, als er sah, wie liebevoll dessen Hand auf dem Taser ruhte.

Ich räusperte mich, um den Milizionär auf mich aufmerksam zu machen.

»Hi«, sagte ich und hielt ihm die Hand hin. »Ich heiße Mia. Ich wohne hier.« Ich deutete mit einem Nicken auf unser Haus.

Der Mann beäugte meine fingerlosen Handschuhe und nahm meinen schwarzen Rollkragenpullover, meine schwarzen Jeans und meine Stiefel zur Kenntnis. Es war warm draußen, selbst so früh am Morgen. Ganz bestimmt kein Rollkragen- und Handschuhwetter, doch ich brauchte diese Tarnung immer, damit niemand meine Blitzschlag-Narben zu Gesicht bekam. Mir fiel auf, dass der Milizionär und ich beinahe identisch gekleidet waren. Er nickte zustimmend.

»Brent«, sagte der Milizionär.

»Wir wissen zu schätzen, was Sie tun«, erwiderte ich und warf Parker einen Blick zu, der so viel bedeutete wie: Halt den Mund.

»Irgendjemand muss schließlich dafür sorgen, dass wir nicht von diesen Herumtreibern überrannt werden«, sagte Brent. »Es tut mir leid für sie, dass sie ihre Häuser und ihr Hab und Gut verloren haben, aber es wird Zeit, dass hier wieder Normalität einkehrt.«

Ich brauchte mein zustimmendes Nicken nicht vorzutäuschen, da ich mir nichts mehr wünschte, als dass wieder Normalität einkehrte.

»Könnten Sie mir einen Gefallen tun?«, fragte ich. »Mei-

ne Mom hat einen Typen gesehen, der unser Haus beobachtet hat. Sie hat gemeint, er käme ihr bekannt vor.«

»Denken Sie, er plant einen Einbruch?«

»Das weiß ich nicht, aber vielleicht könnten Sie nach ihm Ausschau halten.«

»Wie sieht er denn aus?«, erkundigte sich Brent, dessen Augen plötzlich voller Neugier leuchteten.

»Ähm, er war ungefähr so alt wie ich ... Oh, und er hatte eine Brille.«

»Eine dunkle Brille?«

»Äh ... ja«, beschloss ich. Mom hatte sich dazu nicht geäußert.

»Ich finde ihn«, versprach Brent und streichelte wieder seinen Taser. »Und Sie sollten vielleicht dafür sorgen, dass Ihr Bruder zur Vernunft kommt. Wenn man Krümel auf dem Boden liegen lässt, hat man irgendwann Kakerlaken im Haus.«

Parker murmelte irgendetwas, das ich nicht verstand, und ich hoffte, dass Milizionär Brent es ebenfalls nicht verstanden hatte. Es konnte nicht schaden, wenn dieser Typ für uns die Augen offen hielt.

»Vielen Dank«, sagte ich zu Brent und schmierte ihm etwas Honig um den Mund, um das Verhalten meines Bruders wiedergutzumachen.

Als wir losfuhren, bezog Brent Stellung vor unserem Haus, die Daumen in seine Gürtelschlaufen eingehakt. Ich fragte mich, ob Mom noch immer zum Fenster hinausspähte, und hoffte, Brent würde ihr ein Gefühl von Sicherheit vermitteln.

Während der Fahrt zur Schule sagte Parker fast gar nichts. Ich war mir nicht sicher, ob er wütend auf mich war, weil

ich Milizionär Brent angeheuert hatte, damit er ein Auge auf unser Haus wirft, ob er sich Sorgen um Mom machte oder ob er nervös war, weil wir wieder zur Schule gingen. Vermutlich aus allen drei Gründen, aber aus Letzterem sicher. Parker hatte seit dem Beben nicht viel von seinen Freunden gehört. Als das Internet wieder funktioniert hatte, hatten sie sich ein paar kurze E-Mails geschrieben, daher wusste er, dass sie überlebt hatten, aber nicht viel mehr. Da es immer noch zu heftigen Ausschreitungen und Plünderungen kam und so viele Menschen krank, verletzt oder am Verhungern waren, machte ihm die Ungewissheit, ob es seinen Freunden gut ging, schwer zu schaffen. Er redete nicht viel, doch das war auch nicht nötig. Ich kannte meinen Bruder. Zumindest hatte ich ihn früher einmal gekannt.

Allerdings war nichts mehr wie früher.

Parker und ich waren nur zwei Jahre auseinander, und wir hatten uns immer nahegestanden. Seit dem Erdbeben hatte er sich allerdings verändert, war ruhiger geworden, introvertierter. Ich war immer davon ausgegangen, Tragödien würden Menschen einander näherbringen, doch Parker zog sich zurück, genauso wie Mom. Eigentlich hätte ich der Klebstoff sein sollen, der uns zusammenhielt, aber offenbar war ich nicht klebrig genug.

Die Ocean Avenue, die parallel zum Pazifik verlief, stellte die schnellste Route zur Skyline-Highschool dar, und soweit ich wusste, war die Straße intakt und frei von Schutt. Wir kamen an mehreren Gruppen von freiwilligen Straßenbauarbeitern in orangefarbenen Westen vorbei, die noch immer damit beschäftigt waren, Berge von Trümmern von der Fahrbahn zu räumen, aber zumindest war die Straße nicht gesperrt.

Während ich fuhr, fing ich jedoch an, mir zu wünschen, ich hätte mich für eine andere Route entschieden. Die Fahrt entlang der Ocean Avenue bot einen Blick auf die riesige Zeltstadt, die an den Stränden von Venice und Santa Monica errichtet worden war. Über fünfundzwanzig Quadratkilometer Stadt waren zerstört worden, darunter auch das Zentrum von Los Angeles. Die Leute nannten es jetzt die »Wüste«, denn genau das war es. Eine Trümmerwüste aus eingestürzten Hochhäusern, Betonbrocken, Glassplittern und Gebäuderuinen. Nur noch ein Turm stand in der Wüste, der das Stadtbild beherrschte wie ein riesiges Mahnmal für die Toten.

Selbst Meilen vom Epizentrum des Bebens entfernt waren die Gebäude stark beschädigt, vor allem diejenigen, die nicht den Bauvorschriften entsprachen. Dächer hatten nachgegeben. Wände waren eingestürzt. Feuer waren ausgebrochen und wüteten unkontrolliert, während sich Feuerwehr und Rettungskräfte um die katastrophale Verwüstung in der Innenstadt kümmerten. Im Westen der Stadt war die Zerstörung willkürlich. Man sah ein Dutzend unbeschädigte Häuser und dann eines, das aussah, als wäre es von einem Riesen zertreten worden. Sogar unser Haus, das aus einer Zeit stammte, als Häuser noch »richtig« gebaut worden waren, hatte Risse in den Wänden und an der Decke. Ich wollte gar nicht darüber nachdenken, was Parker und ich getan hätten, wenn unser Haus eingestürzt oder abgebrannt wäre. Wir würden mit den Obdachlosen in der Zeltstadt wohnen und uns inmitten von dem Chaos dort um Mom kümmern.

Wir fuhren an einer Frau vorbei, die von Plastiktüten mit ihrem Hab und Gut umringt auf dem Bürgersteig saß und einen großen Schirm in der Hand hielt. Ich fragte mich, ob

sie womöglich kein Zelt besaß, ob der Schirm ihr einziges Dach über dem Kopf war.

»Hat das Internet heute Morgen funktioniert?«, fragte Parker und warf einen Blick auf die Frau mit dem Schirm. »Hast du nachgesehen, wie das Wetter wird?«

»Tue ich das nicht immer?« Es war ein Ritual von mir, jeden Morgen mindestens drei Wetterseiten zu konsultieren, wenngleich das eigentlich gar nicht nötig war. Wenn ein Unwetter im Anmarsch war, *spürte* ich es. Meine Haut fing zu kribbeln an, meine Knochen taten mir weh, und das Feuer, das in meinem Herzen und in meinem Blut loderte, seit ich das erste Mal vom Blitz getroffen worden war, brannte heißer als sonst.

Nicht so an dem Tag des Puente-Hills-Erdbebens. An jenem Tag war das Unwetter aus heiterem Himmel aufgetaucht. Dieses Phänomen kannte ich aus der Zeit, als wir noch in Lake Havasu City gewohnt hatten, allerdings hatte ich es dort nur während der drückend heißen Monsunzeit erlebt, und diese Unwetter waren gewöhnlich ebenso schnell wieder vorbei gewesen, wie sie begonnen hatten. In Los Angeles dagegen *passierten* Unwetter nicht einfach so; man sah sie immer kommen.

»Und, wie ist die Vorhersage?«, fragte Parker.

»Wolkenlos, die ganze Woche.«

Er nickte. »Gut. Das Letzte, was wir jetzt brauchen können, ist ...« Er verstummte und warf mir einen Blick zu. »Du weißt schon«, murmelte er dann.

Ich wusste es. Das Letzte, was wir brauchen konnten, war ein weiteres Gewitter, und nicht nur, weil es hieß, das Puente-Hills-Beben sei womöglich von einem Blitz ausgelöst worden – denn an jenem Tag hatte ich aus fünfzehn Meilen Entfernung gespürt, wie Blitze den Himmel spalte-

ten, und mir nichts sehnlicher gewünscht, als mich ihnen in den Weg zu stellen. Ich hatte meine gesamte Selbstbeherrschung aufbringen müssen, um nicht ins Auto zu steigen und ins Stadtzentrum zu dem Gewitter zu rasen, damit ich einen Teil davon abbekam. Selbst als das Beben eingesetzt hatte, als es den Anschein gehabt hatte, als würde der ganze Erdball zerbröckeln, wenn es nicht wieder aufhörte, hatte ich an nichts anderes denken können als daran, die Blitze auf mich zu lenken. Als daran, wie lebendig ich mich fühlen würde. Als an den perfekten Schmerz, der alles Mögliche mit mir machen konnte. Der mich sogar töten konnte.

Ja, das Letzte, was wir in diesem Moment brauchen konnten, war ein weiteres Unwetter.

Vor uns neigten sich die Überreste des Santa-Monica-Piers wie eine Rampe in den Ozean. Die längsten der Holzpfeiler, die den Pier stützten, hatten sich während des Bebens gebogen und waren gebrochen, woraufhin Hunderte Touristen und etwa ein Dutzend kitschige Restaurants in den Pazifik gestürzt waren. Ein Teil des berühmten Santa-Monica-Riesenrads ragte noch aus dem Wasser wie das Rückgrat eines phantastischen Meeresungeheuers, das aus der Tiefe auftaucht.

Am Strand, zu beiden Seiten des versunkenen Piers, standen Tausende Zelte und provisorische Überdachungen. Unzählige Menschen liefen auf dem Sand umher. Zielloos. Darauf wartend, ihr Leben zurückzubekommen. Und inmitten des Durcheinanders ragte Prophets großes Weißes Zelt, in dem er seine mitternächtlichen Erweckungsversammlungen abhielt, wie eine Fata Morgana empor. Es leuchtete hell in der Morgensonne, und seine weißen Stoffwände flatterten in der leichten Brise. In makellosem Weiß gekleidete Jünger wanderten durch die Scharen von Strandbewohnern

und boten ihnen Wasserflaschen und Hafermehlkekse im Tausch gegen einen Moment ihrer Zeit an. Selbst von der Straße aus waren die Jünger leicht von allen anderen zu unterscheiden, da sie herausstachen wie weiße Brieftauben unter schmutzigen Parktauben.

Sogar aus der Ferne erkannte ich, wie bereitwillig die Menschen den Jüngern ins Weiße Zelt folgten.

Gedämpft hörte ich das Geräusch von zersplitterndem Glas und das Kreischen einer Alarmanlage.

»Mia, pass auf!« Parker griff ins Lenkrad und riss es nach rechts. Gerade noch rechtzeitig. Wir hätten beinahe einen Mann überfahren, der über die Straße rannte. In seinen Armen türmten sich gestohlene Elektronikgeräte so hoch, dass ihm die Sicht versperrt war. Er schaffte es, die Ocean Avenue unversehrt zu überqueren, und verschwand in eine Gasse, die zur Zeltstadt führte.

Ich hielt mit quietschenden Reifen am Randstein an und wartete darauf, dass das Inferno in meiner Brust abkühlte. Das Herz schlug mir bis zum Hals, und der Adrenalinrausch ließ mich am ganzen Körper zittern.

Eine Gruppe von Jüngern, die Schilder über den Köpfen hielten, näherte sich dem Auto.

Das Ende naht, stand auf einem Schild.

Das sechste Siegel ist gebrochen, hieß es auf einem anderen.

Wir wurden gewarnt.

Das wirkliche Unwetter wird erst noch kommen.

Ich starrte die Jüngerin an, die dieses Schild hielt. Die Frau lächelte und winkte, als wären wir alte Freunde, dann gab sie mir zu verstehen, dass ich das Fenster herunterlassen solle.

Ich trat aufs Gaspedal und ließ vermutlich Gummispuren zurück, als ich mit durchdrehenden Reifen losfuhr.

Die Parksituation an der Schule war chaotisch. Busse und Autos blockierten den gesamten Parkplatz. Niemand schien zu wissen, wer ankam und wer wegfuhr. Normalerweise war jemand da, der den Verkehr regelte, doch diese Person war offenbar nicht zur Arbeit erschienen.

Als wir aus dem Wagen stiegen, wurden wir sofort von Geschrei und Gehupe überrollt. Pfiffe ertönten, als Schüler aus Bussen kletterten. Um den Verkehr auf den Straßen zu verringern, war den Schülern empfohlen worden, den Bus zu nehmen, auch wenn sie ein Auto besaßen oder sich von ihren Eltern hätten absetzen lassen können. Da Mom allein zu Hause war, wollte ich nicht in der Schule festsitzen und darauf warten müssen, bis am Nachmittag die Busse kamen. Ich wollte in der Lage sein, falls nötig nach Hause zu eilen und nach ihr zu sehen.

Zwei Milizionäre versuchten, den Strom von Menschen zu einer Reihe zusammenzudrängen, doch sie wurden ignoriert. Jugendliche bahnten sich rempelnd und schubsend den Weg zum Schulgebäude, obwohl wir unsere Essensrationen erst am Ende des Tages bekommen würden. Irgendjemand drängelte sich an mir vorbei und trat mir dabei auf die Zehen. Jemand anderer rammte mir den Ellbogen in die Rippen. Es waren nicht mehr Leute als sonst auf dem Weg zur Schule, sondern deutlich weniger. Aber sie waren hektisch. Verzweifelt. Ausgehungert. Den Tränen nahe. Krank. Verängstigt.

Allerdings nicht die Jünger. Die Jünger waren völlig ruhig und hielten Abstand zu uns. Ihre Augen leuchteten wie kleine Glühbirnen, und an ihren Mundwinkeln zeichnete sich ein wissendes Lächeln ab. Irgendwie gelang es ihnen, mich mehr zu beunruhigen als der Rest der Menge, sogar mehr als die Jugendlichen, die an Erdbebenfieber litten,

deren Haut wie von einem Ausschlag gerötet war und deren Lippen, Augenlider, Nasen und Ohren gelb verkrustet waren. Erdbebenfieber sorgte dafür, dass das Immunsystem verrücktspielte und weiße Blutkörperchen anfangen, gesunde Zellen anzugreifen. Ihr Körper führte einen Krieg gegen sich selbst.

Beim Anblick der Leidenden drehte sich mir der Magen um, aber als ich die Jünger aus nächster Nähe sah, im wahren Leben, nicht in der *Stunde des Lichts*, hätte ich mich am liebsten umgedreht und wäre davongerannt. Wäre am liebsten gerannt, so schnell ich konnte, und hätte Parker mitgenommen.

Doch wir konnten nicht davonlaufen, keiner von uns beiden. Es sei denn, wir wollten verhungern.

Das erste Läuten der Schulglocke klang wie das Trällern eines kranken Vogels, als Parker und ich uns den Weg durch die Menschenmenge zum Hauptgebäude bahnten. Vermutlich war die Glocke während des Bebens beschädigt worden. Noch eine Sache, die aus dem Lot geraten war, als unsere Stadt durchgeschüttelt worden war, als befände sie sich in einer Schneekugel ohne Schnee.

Ich erinnerte mich, was Milizionär Brent gesagt hatte: *Es wird Zeit, dass hier wieder Normalität einkehrt*. Als ich mich umblickte und sah, wie viele Schüler das Weiß der Jünger trugen und wie viele andere den Eindruck erweckten, als kämen sie aus einem Flüchtlingslager – so abgemagert, dass ihre Augen in den Höhlen versanken, mit Rissen in den Lippen und vor Dehydrierung kreidebleicher Haut –, überkam mich das ungute Gefühl, dass mich an der Skyline-Highschool nichts auch nur annähernd Normales erwartete.

Als ich mich der Schule näherte, hörte ich laute Stimmen

und dann einen heiseren, überraschten Schmerzensschrei. Parker und ich blieben wie angewurzelt stehen, woraufhin uns die Schüler hinter uns anmaulten und rempelten. Eine Gruppe von Jugendlichen mit böartigem, wildem Blick und schmutziger Haut und Bekleidung umringten einen deutlich kleineren, schwächer wirkenden Jungen. Einer der verwehrlosten Jugendlichen drehte dem kleineren Jungen den Arm auf den Rücken, während ihm ein anderer mit der Faust in die Nierengegend schlug. Der Junge schrie abermals auf. Sein Rucksack fiel zu Boden.

Ich ließ den Blick über den Strom von Schülern wandern, da ich hoffte, irgendjemand würde einschreiten. Würde irgendetwas tun. Mir fiel auf, dass manche das Geschehen aus dem Augenwinkel beobachteten, während andere so taten, als sähen sie nichts. Einige gingen schneller, vermutlich aus Angst, die nächsten Opfer zu sein.

In meiner Brust pulsierte Hitze wie ein zweiter Herzschlag. Das Pochen dröhnte in meinen Ohren. Ich atmete tief durch.

Reiß dich zusammen, Mia. Du hast die letzten vier Wochen überstanden, ohne zu implodieren, also wirst du auch die nächsten Minuten überstehen.

Die verwehrlosten Jugendlichen ließen den Jungen los und schubsten ihn weg. Er taumelte und hielt sich an einem Fahnenmast fest, um nicht hinzufallen. Ihm rannen Tränen aus den Augen, die er wütend mit dem Ärmel fortwischte.

Parkers Lähmung verflog, und er machte einen Schritt in Richtung der Angreifer.

Ich hielt ihn zurück. »Nein«, herrschte ich ihn an.

In Parkers Blick war Wut zu erkennen. »Damit dürfen sie nicht davonkommen.«

»Das sind sie bereits.«

Die Jugendlichen rissen den Rucksack des Jungen auf, warfen seine Bücher und Blätter auf den Boden und machten sich mit dem restlichen Inhalt aus dem Staub. Vermutlich befand sich nur noch eine Flasche Wasser oder ein Energieriegel in dem Rucksack, da dieser fast leer aussah.

Parker riss sich von mir los, und einen Augenblick lang glaubte ich, er wolle der Meute folgen. Doch er hatte zu langsam reagiert. Die Jugendlichen waren bereits verschwunden.

Mein Bruder baute sich vor mir auf. »Ich hätte was dagegen tun können.«

»Du hättest dir Prügel einfangen können.«

»Besser, als dazustehen und zuzuschauen!« Seine Stimme wurde lauter, deshalb zwang ich mich, ruhig zu klingen, obwohl ich das Gefühl hatte, innerlich zu kochen.

Die Menge teilte sich um uns und gab jetzt vor, nicht zu sehen, wie mein Bruder und ich miteinander stritten.

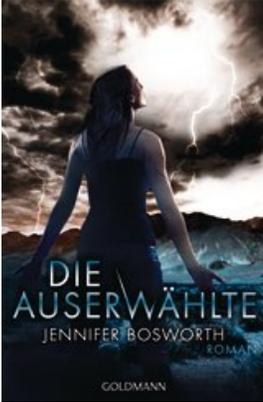
»Was meinst du eigentlich, was los wäre, wenn du übel zugerichtet und voller blauer Flecken von der Schule nach Hause kommen würdest? Mom würde völlig durchdrehen. Denk daran, Parker. Denk an *sie*.«

Parker starrte mich wütend an. »Mom ist nicht der einzige Mensch auf der Welt, der Hilfe braucht.«

Mit diesen Worten ließ er mich stehen und tauchte wieder in die chaotische Prozession von Schülern ein.

Ich drehte mich noch einmal zu dem Jungen um, der sich nach wie vor an dem Fahnenmast festhielt. Er presste eine Hand auf die Stelle, wo er den Schlag verpasst bekommen hatte. Sein Mund war vor Schmerz verzerrt, und er hatte den Blick in den Himmel gerichtet, damit niemand seine Tränen sah, vielleicht aber auch, um die Flagge zu betrachten, die zu Ehren der Toten auf Halbmast hing,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jennifer Bosworth

Die Auserwählte

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-47701-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2013

Mia Price liebt es, vom Blitz getroffen zu werden. Es löst in ihr eine überwältigende Energie aus, nach der sie sich immer öfter sehnt. Als aber ein gewaltiges Erdbeben ihre Heimat Los Angeles fast komplett zerstört, geht es nur noch ums Überleben. Im Chaos der Nachbeben werben zwei rivalisierende fanatische Gruppen um Gefolgsleute. Beide versprechen, dass nur ihre Anhänger den nahenden Weltuntergang überleben werden, und beide wollen Mia auf ihre Seite ziehen. Ist sie etwa die Schlüsselfigur der bevorstehenden Apokalypse?



[Der Titel im Katalog](#)